Mia.

Roman aus dem Italienischen des Memini.

1. Capitel.

Freilich nur ein Haus in der Provinz, aber ein großartiges Haus, und Reichthümer, welche des altadeligen, historischen Namens würdig waren; ein Haus, wie es deren jetzt wenige mehr gibt, dank der heiligen, zerstörenden Justiz, welcher wir die Abschaffung der Erstgeburtsvorrechte verdanken.

Und — unglaublich aber wahr — das gegenwärtige Haupt des Hauses, Seine Excellenz der Fürst von Astianello, ein schöner Mann von fünfundvierzig Jahren und Wittwer mit einem einzigen Töchterlein, wollte von einer zweiten Heirath nichts wissen.

Nicht daß es ihm in Betreff dieser Angelegenheit an gutem Rath gefehlt hätte. Freunde und Verwandte, wer ein Recht hatte, seine Meinung abzugeben, und wer es nicht hatte, alle sangen das gleiche Lied. Sie sprachen ihm in einem fort von anbetungswürdigen Schönheiten, reichen Aussteuern, ausgezeichneter Erziehung, hocharistokratischen Verbindungen. Er sagte nicht nein, ließ sich die anbetungswürdigen Schönheiten zeigen, ließ den reichen Aussteuern Gerechtigkeit widerfahren, lobte die ausgezeichnete Erziehung, wußte die Vorzüglichkeit des blauen Blutes zu schätzen..... aber: er heirathete nicht.

Deshalb wurde er auch strenge verurtheilt von einer nicht geringen Anzahl von Großmüttern, Müttern, Tanten, denen etwas schüchterner, aber nicht weniger unzufrieden, ein Chor interessanter junger Wittwen zur Seite stand. Er sprach nie von der verstorbenen Herzogin; er schien nicht unglücklich zu sein und war es auch nicht. Man sah ihn fast immer fröhlich und guter Laune. Er war durchaus kein kasteiender Heiliger, sondern genoß das Leben ruhig, in vollen Zügen. Er beschäftigte sich nicht mit der Politik, aber wenn er es gethan hätte, würde er ein eifriger Conservativer und unversöhnlicher Reaktionär gewesen sein. Er war dies auch auf eigene Rechnung und im eigenen Hause, wo er eifersüchtig über die unveränderte Fortübung der Gewohnheiten und Traditionen der Familie wachte.

Im Hause Astianello waren immer Gestüte gehalten worden; er behielt diese Sitte bei, sie sollten stets und unverändert fortbestehen. Unabsehbar dehnten die Triften sich aus, und auf denselben tummelten sich wiehernd die Füllen der Stuten, welche er als Füllen von seinem Vater geerbt hatte. Die Gestüte des Hauses Astianello waren alt und geschätzt und machten nicht nur im Soll und Haben einen beträchtlichen Posten, sondern auch nicht zum kleinsten Theil den Stolz der Familie aus. Unter uns gesagt, verstand der Fürst herzlich wenig davon, aber Andere im Hause verstanden es dafür um so besser, und gar oft trugen seine Pferde auf den Pferdeausstellungen den Preis davon. Dann herrschte Jubel auf der Besitzung.

Der Fürst sprach gern von seinen Pferden. Besonders wenn irgend ein unbesonnener und eifriger Freund auch nur von ferne auf das verwünschte Thema des Heirathens hinzulenken suchte. Dann kam gewiß die Pferdewissenschaft auf's Tapet. Der Fürst fing an, sich über Pferdezucht zu verbreiten, und aus den geöffneten Schleusen seiner Beredsamkeit ergoß sich nicht etwa ein sanfter Regen, nein, ein Hagelsturm mit so großen und unzähligen Schlossen, daß der arme Besucher, betäubt, verdutzt und schließlich zu Tode gelangweilt, den Augenblick nicht erwarten konnte, um sich aus dem Staube zu machen, und bei der ersten Unterbrechung ohne weiteres davonlief. Der Fürst lachte und.... heirathete immer nicht.

Seit einigen Jahren nun hatte die Schaar der verschworenen Freunde ihre Angriffe eingestellt. Sie hatten gemeint: „Ueberlassen wir die Sache der Zeit." Aber die Zeit verging, ohne auf ihren Flügeln eine neue Fürstin von Astianello herbeizutragen.

Und doch hatte der Fürst seine gute Gemahlin nach seiner Art recht sehr geliebt. Vielleicht blieb er eben deshalb ihrem Andenken und der eigenen Freiheit jetzt so treu.

Ueberdies liebte der Fürst auch sein Töchterlein sehr, und der Gedanke, demselben eine Stiefmutter zu geben, war ihm zuwider. Nicht daß er es viel um sich gehabt oder seine Erziehung selbst an die Hand genommen hätte. Aber er sah es gar zu gern, wenn in den weiten Räumen der Säle das kleine Wesen sich herumtrieb, das weiße, zarte, süße Ding, das vom Wachsen nichts wissen wollte, im Lernen keine großen Fortschritte machte, weder keck noch witzig war, sondern nur ganz langsam gedieh, wie eines der tropischen Pflänzchen im Treibhaus, und das ihn so lieb hatte. Er sah es gar zu gern, wie das kleine Mädchen, wenn er auf den Kutschersitz stieg, um das Viergespann zu lenken, in Ekstase gerieth und ihn entzückt betrachtete, wie sie einen König auf seinem Throne betrachtet haben würde. Eins nur mißfiel ihm, daß seine Camilla, der Abkürzung halber Milla genannt, so schüchtern und furchtsam war. Und doch sagte sie nie: „Ich fürchte mich!" Aber todtenblaß wurde sie, wenn ein Gewitter ausbrach, und zitterte, wenn ihr Vater davon sprach, sie in den Sattel zu heben. Entsetzen sprach aus ihren großen, liebevollen Augen, wenn er so grausam war und darauf bestand, sie solle im Garten bei einer Schießübung mit dem Flobertgewehr zugegen sein! Camilla hatte entschieden nichts von einer Amazone in sich. Und nachdem der Fürst sich ein wenig darüber geärgert hatte, entschuldigte er sie schließlich, da sie doch wirklich ein wenig zu zart sei.

Nun war sie allerdings schon kräftiger geworden durch fortgesetzte Kuren und die Luft von Astianello; aber dessenungeachtet sollte sie nicht gequält werden, herzhafter zu sein oder fleißiger zu studiren. Das würde mit der Zeit schon kommen. Und wenn es auch nicht kommen sollte, auch später nicht... je nun, so war das Uebel eben nicht groß.

Der Fürst brachte, sowohl aus eigener Liebhaberei, als des Töchterleins wegen, einen großen Theil des Jahres in Astianello zu. Das ungezwungene, freie Leben auf dem Lande, die unumschränkte Herrschaft, die er daselbst ausübte, entsprachen seinem Charakter als gütiger Feudalherr. Natürlich wurde von Zeit zu Zeit ein kleiner Abstecher nach Paris, Turin oder Florenz gemacht, um sich für die Einsamkeit ein wenig zu entschädigen. Häufig wurde die Villa von einer Schaar Freunde überfallen, oder eine große Jagd vereinigte dort fröhliche Gesellschaften und bot erwünschte Gelegenheit zu einer freigebigen, aufrichtigen, trotz ihrer Einfachheit opulenten Gastfreundschaft ohne Ceremoniell, ohne Falsch, nach etwas altväterischen Bräuchen, mit einer verschwenderischen Fülle von Reichthümern und einer guten Dosis von Unordnung und Mißbräuchen; aber auch in den letzteren herrschte kein Mißton, auch sie waren fast geheiligt durch althergebrachte Gewohnheit und Dankbarkeit. Ein großes Dienstpersonal that wenig oder nichts und verschwendete hinter dem Rücken des Herrn, der vieles nicht wußte und zu vielem ein Auge zudrückte, und von denjenigen, die sich's auf seine Kosten wohl sein ließen, zum Gegenstand eines vielleicht ungeschlachten, aber nichtsdestoweniger aufrichtigen Cultus gemacht wurde.

Die Villa war sehr schön, zwar alt, aber in ihrer Architektur schon frei von dem kalt monumentalen Styl der in der gleichen Zeit erstellten Bauten. Sie stand mitten im Garten auf einer Erhebung des Bodens, die sich weiterhin als eine ganz mit Blumen bepflanzte Esplanade ausdehnte. Der Hauptfassade gegenüber erstreckte sich eine Allee von alten Kastanienbäumen bis zu dem großen Gitter am Eingang der Villa. An die Allee stieß rechts das weitläufige Gebäude der Stallungen, links der Garten.

Die zu der Villa gehörenden Bauernhäuser waren hinter einem dichten Cypressenwäldchen versteckt und verbargen ihrerseits wieder die unmittelbar daran stoßenden Häuser des Dorfes. Und es kam sehr oft vor, daß ein Bauer, wenn er vom Felde heimkehrte und es eilig hatte, ungescheut seinen Weg durch die Allee nahm und dicht an der Villa vorbeiging, ohne daß Jemand sich darüber aufhielt. Das Gitterthor stand den ganzen Tag offen. Der Garten war, wie schon gesagt, über und über mit Blumen besät. Von der Esplanade führte, an die Hauptfassade gelehnt, eine Doppeltreppe, deren Hälften zu den Seiten eines Springbrunnens aufstiegen, zu einer Terrasse im ersten Stock empor und brachte diese so in unmittelbare Verbindung mit dem Garten. Es war ein wunderlieblicher, idyllischer Anblick, diese beiden Treppen mit ihren merkwürdigen von Rosen, Flieder und Gaisblatt umrankten Geländern; es schien, als wollten die Blumen das Haus erstürmen.

Schade, daß das Fenster auf der Terrasse stets geschlossen war.

Hinter demselben befand sich ein wunderschönes, ganz mit blauem Atlas ausgeputztes Schlafzimmer. Es war das Schlafzimmer des fürstlichen Paares gewesen, und Milla war darin geboren worden; aber der Fürst setzte nie den Fuß hinein und gab auch nicht zu, daß es bewohnt wurde.

Milla wohnte in einem anderen Flügel des Hauses. Auch sie hatte ein sehr großes und reich ausgestattetes Zimmer, und ihr kleines Bettchen schien in dem ernsten, weiten Raume noch kleiner. Aber wie um die verschwindende Kleinheit dieses Kinderbettes auszugleichen, erhob sich diesem zur Seite majestätisch das mächtige Bett, in welchem sich jeden Abend züchtig die knochigen, hageren Glieder der ehrbaren Miß Rhoda Spring, der englischen Erzieherin der jungen Fürstin, ausstreckten. In Wahrheit machte Miß „Spring" (Frühling) ihrem poetischen Namen nicht viel Ehre. Der Frühling dieser würdigen Dame war seit Jahren vorbei, und es wäre schwierig gewesen, beim Anblick dieser fürchterlichen, so großartig und so abschreckend häßlichen Person auch nur eine Erinnerung an Veilchen und Rückkehr der Schwalben heraufzubeschwören. Trotz alledem war Miß Spring ein Engel von einem Nordlandsmädchen, gut, aufrichtig und ungemein treuherzig; aber bei den Bewohnern des Dorfes und der Besitzung fand sie keine Sympathie. Da diese guten Leute gewohnt waren, die englischen Pferderassen und vor allen andern die aus Irland kommenden Füllen hochzuschätzen, so konnten sie gar nicht begreifen, wie eine Landsmännin der „Lady Rowena" (eine berühmte schwarzbraune Stute, die auf der Ausstellung in Rom den Preis davongetragen hatte) so häßlich sein, derartige Füße und ein Gesicht haben konnte, das aschgrau aussah, wie die Schnauze eines Füllens. Das Schlimme war eben, daß der Fürst einem seiner Freunde in Dublin geschrieben hatte, er möchte ihm eine Stute schicken, so und so, und eine Erzieherin, ebenfalls so und so. Sie waren nun, wenn man so sagen darf, zusammengereist, hatten aber bei ihrer Ankunft durchaus nicht das gleiche Wohlgefallen erregt. Damit soll nicht gesagt sein, daß nicht beide, jedes in seiner Art, vorzüglich ausgefallen wären: Rowena war das Ideal des Dienstpersonals in den Ställen, und Miß Spring war das Ideal der kleinen Milla.

Offen gesagt, gehörte nicht viel dazu, um Millas Ideal zu werden. Ihr Kindesherz war ungemein liebebedürftig.

Und in dem Getümmel des Hauses, im Kommen und Gehen der Leute, die ausschließlich mit Pferden beschäftigt waren, und wo das weibliche Element nur durch die Garderobieren und die Frauen der Verwalter und der Reitknechte vertreten war, mußte eine Frau, die sich mit dem Mädchen beschäftigte und Sorge für es trug, einen wichtigen Platz in dessen Herzen einnehmen. Und Milla hatte einen äußerst glücklichen Charakter.... Sie schloß sich schnell an und mit einer Wärme, welche um so dauernder war, als sie vom eigenen Feuer sich nährte, sich daran begeisterte und jedem Egoismus fern blieb. O, wie hatte sie ihre ungeschliffene Amme geliebt, die bei ihr geblieben war, bis sie sieben Jahre alt geworden! Wie viele Thränen, welche Verzweiflung, als sie dieselbe von sich lassen mußte! Nun hatte sie ihre Liebe natürlich auf Miß Spring übertragen!

Und Miß Spring war in der That eine gute Dame und Milla auch ungemein zugethan.... Sie lebte im vollen guten Glauben, wirklich die Erziehung dieses kleinen Geschöpfes, dieser lieben Milla, zu leiten. Aber in Wirklichkeit erzog diese Milla sich selbst mit der unerschöpflichen sanften Milde ihres Charakters, mit ihrem glühenden Bedürfniß, Jemand lieb zu haben. Sie machte keine großen Fortschritte im Lernen, sie war sehr schüchtern und durchaus nicht aufgeweckt; aber was lag daran?

Der Fürst hatte befohlen, die arme Kleine nicht allzusehr mit Unterricht zu plagen; er hielt nicht darauf, ein Wunderkind zu haben; und zudem war er der Meinung, ein Frauenzimmer wisse immer genug. So kam es, daß Milla nur wenige Stunden des Tages in dem großen Saale, dem sogenannten Studirzimmer, zubrachte, und wenn das Wetter es erlaubte, waren sie und Miß Spring im Freien, auf dem Spaziergang oder im Garten. Auch der Arzt hatte dazu gerathen, und wirklich konnte der Gesundheit des Mädchens nichts zuträglicher sein. Miß Spring suchte mit Vorliebe den dichten, kühlen Schatten der Kastanien auf; in der Mitte der Allee, auf der Seite gegen den Garten, hatte der Fürst eine Art ländlicher Hütte mit Bänken und Sitzen erbauen lassen; dies war der gewöhnliche Aufenthaltsort der Erzieherin und ihres Zöglings. Rechts, oben an der Allee erhob sich die Villa, links unten war das beständig offene Gitterthor, hinten der Garten, vorn die unabsehbar lange röthliche Mauer der Stallungen.

Wie viele Leute lebten von dem Luxus dieser Stallungen! Die Pferdezucht war eine unerschöpfliche Quelle des Wohlstandes und des Verdienstes für die Bevölkerung von Astianello, und fast alle rüstigen Arme fanden dabei ihre gesicherte Beschäftigung. Und wie stolz waren sie darauf, zum Gute des Herrn Fürsten zu gehören! Die Bereiter insbesondere bildeten fast eine bevorrechtete Zunft, in welcher das Amt des Vaters sich auf den Sohn vererbte. Sie standen im Rufe sehr geschickter, sehr kühner, ja sogar etwas verwegener Leute. Man nannte sie die Teufel von Astianello, und sie fühlten sich von ihrem Titel ungemein geschmeichelt und bemühten sich demselben dadurch alle Ehre zu machen, daß sie meist Carrière ritten, ihre Mütze auf eine ganz besondere Art trugen und eine gewisse über die Maßen malerische Sprache führten, welche den welken Linnen der Miß Sping unzählige „Shocking" entlockte. Aber die Bereiter, vielleicht weil sie die Bedeutung des Wortes nicht kannten, hörten nicht auf, ihre Reden mit diesen energischen Ausdrücken zu zieren. Es war ein Brauch, eine Gewohnheit wie eine andere; wahrscheinlich waren sie überzeugt, daß die vollendete Eleganz der Profession dies verlange. Natürlich zeigten die Jüngsten einen übertriebenen Eifer, diesem Anspruch zu genügen; bei den Knaben, dem jungen Aufwuchs der Bereiter, war es geradezu schauderhaft. Da mußte man z. B. Drollino hören! Er war just der schweigsamste Knabe auf dem ganzen Gute; aber die wenigen Worte, die er sprach, waren wirklich fast lauter Flüche.

Ein eigenthümlicher Typus, dieser Drollino! Eigentlich hieß er Pietro und war der Sohn eines der besten Bereiter auf dem Gute. Nach der Sitte des Provincialdialektes hatte man seinen Namen verändert und verlängert und Pedrolo daraus gemacht. Um ihn aber von den vielen andern mit Namen Pedrolo und von dem Vater selbst zu unterscheiden, der ebenfalls so hieß, wurde Pedrolo in Pedrollino verwandelt und dieser schlechtweg in Drollino verkürzt. Dieser kurz gefaßte Name paßte sehr gut für ihn. Er war ein sehr magerer, kleiner Knabe von zehn Jahren mit einem feinen, kleinen, ausdrucksvollen, von der heißen Sonne der Triften gebräunten Gesichte. Die Mutter war bei seiner Geburt gestorben, und da er die Stiefmutetr nicht gern hatte, wollte er nichts vom Zuhausebleiben wissen..... er schlenderte beständig allein oder mit seinem Vater auf den Weideplätzen herum. Er wollte auch nicht in die Schule gehen und wuchs wild und frei auf, unbekannt mit Allem, was nicht Pferd hieß. Die Pferde freilich gingen ihm über Alles, und er hielt sich viel lieber bei den Füllen auf, als bei seinen Kameraden. Er ritt bereits mit wunderbarer Geschicklichkeit. Das Schlimmste war, daß er mit zäher Liebe an den einzelnen Pferden des Gestütes hing, und wenn es geschah, daß ein Paar oder ein Junges verkauft wurde, mit dem er sich persönlich beschäftigt hatte, so betrachtete er diese Maßregel nahezu als eine persönliche Beleidigung, fletschte die Zähne, fluchte wie ein Türke und streifte tagelang wie ein Zigeuner in der Ebene herum. Dann bekam die Liebe zu den Pferden wieder die Oberhand, und das Schäfchen kehrte in den Schafstall zurück.

Obschon noch ein Knabe, war er doch in seinem Geschäft sehr wohl erfahren; er kannte bereits fast alle dabei gebräuchlichne Kniffe, wußte, was die Pferde gern haben, und was sie nicht ausstehen können. Er war etwas gewaltthätig, und wenn er in Wuth gerieth, schlug er aus und biß. — Und, ungern nur sag ich's, ich fürchte, Drollino hatte keine mathematisch genauen Begriffe von den Worten mein und dein. Er stattete dem Obstgarten bisweilen nächtliche Besuche ab, und wenn der Gärtner die Früchte controllirte, fand er immer, daß von den unreifen Citronen fehlten, die er so sorgfältig und voll Hoffnung zählte. Und Drollino liebte die unreifen Citronen sehr.... Aber er ließ sich nie auf der That ertappen. Dessenungeachtet war er ein Knabe, den man lieb haben mußte; er hatte gewisse für seinen Beruf sehr bezeichnende Eigenschaften. Außer den Pferden verehrte er seinen Herrn. Er stahl ihm freilich die Citronen, aber nöthigenfalls wäre er für ihn durch's Feuer gegangen. Für Drollino konnte der Besitzer aller dieser Pferde, dieser unermeßlichen Besitzung kein gewöhnlicher Mensch sein. Er war für ihn eine über alles erhabene, unvergleichliche Majestät. Und wenn er dachte, daß, im Falle der Herr sich nicht wieder verheirathete, das ganze Gut, die Villa, die unabsehbaren Felder, dem kleinen, weißgekleideten Wesen gehören sollten, das in der Allee spielte, dann wurde auch das Mädchen in seinen Augen zu einer wunderbaren Erscheinung, zu einer Art Gottheit, die zu einem unvergleichlichen künftigen Glanze bestimmt war. Nun stieß dem armen Pedrolo, Drollinos Vater, ein schlimmes Unglück zu. Ein schlecht gezähmtes Füllen, das er eben in Behandlung hatte, versetzte ihm einen furchtbaren Schlag auf den Schenkel. Der Aermste mußte vierzig Tage im Bette liegen, und als er aufstand, gewahrte er zu seinem namenlosen Jammer, daß er unheilbar lendenlahm geworden war! Das hieß also den Pferden entsagen. Welcher Schlag für den armen Bereiter...... er konnte nicht daran glauben, sich nicht in sein Unglück finden. Aber der Fürst erbarmte sich seiner und sicherte ihm einen Posten, der wenigstens in einer Richtung der Neigung des Verwundeten und seinem jetzigen Gesundheitszustand entsprach; er machte ihn zum Pförtner der Stallungen und schenkte ihm die dabei befindliche und dazu gehörende Wohnung. Pedrolo hatte nun nichts mehr mit den Pferden im Freien zu thun, aber er hörte und sah doch die andern und konnte den ganzen Tag mit seinem verstümmelten Bein in der Nähe der Stallungen herumhinken. Natürlich war Drollino seinem Vater in die neue Wohnung gefolgt.

Aber mit welchem Verdruß! So oft er konnte, nahm er Reißaus und eilte auf die Triften; doch jeden Augenblick hieß es wieder: zu Hause bleiben! Wenn er nur wenigstens im Stalle hätte arbeiten dürfen! Aber die Reitknechte und Kutscher standen durchaus nicht auf dem besten Fuße mit den Bereitern, und die Stallknechte waren in beständigem Streit mit dem unverschämten kleinen Kerl, ließen ihn absichtlich nicht zu den Pfeden und foppten ihn, wenn er sich erkühnte, seine Meinung zu sagen.

Das ärgerte Drollino, welcher sich auf seine wenigen Kenntnisse etwas zu Gute that und eine durchdringende Beobachtungsgabe besaß. Er dachte ernstlich daran, zu entfliehen, und hatte schon einen kleinen Plan gemacht. Er wollte gelegentlich ein Pferd stehlen und sich auf und davon machen, fort in die unbegrenzte Ebene, Gott weiß, wohin er kommen würde, aber indessen hätte er doch sein eigenes Pferd, wirklich sein eigenes, ganz sein eigenes! Herrgott!.... Welches Glück!.... Ein eigenes Pferd zu haben!

Wenn Drollino sich nicht zu weit vom neuen Hause entfernen durfte, so strich er im Garten herum und stieg oft über die Mauer in die Allee. So kam es, daß er mehrmals mit Milla zusammentraf, welche beschäftigt war, die von den hohen Bäumen gefallenen Kastanien auf einen Haufen zusammenzutragen. Anfangs war er entsetzt davon gelaufen, als hätte er ein Gespenst gesehen; dann war er stehen geblieben, um hinzuschauen; dann hatte ein Lächeln Millas ihn ermuthigt, näher zu kommen; dann hatten sie miteinander zu reden und schließlich miteinander zu spielen angefangen. Miß Spring hatte anfangs Einwendungen erhoben; aber als sie sah, daß der Knabe sich gut aufführte, und daß ihre Lektüre weniger unterbrochen wurde, seit Milla einen Gefährten hatte, erlaubte sie endlich, daß der „fiery boy" mit der jungen Herrin spiele. Sie nannte ihn nämlich so: „wilder Bube", und im Grunde mißfiel er ihr nicht. Zudem steckte ihr, wie den meisten ihrer Landsleute, ein wenig Proselytenmacherei im Blute, und es war ihr in den Sinn gekommen, dieser wild aufwachsende Knabe möchte etwas zum Bekehren sein. Und konnte nicht Milla, wie jene engelhafte Evelina in „Onkel Toms Hütte", auserkoren sein, den „wilden Buben" auf den Weg des Heils zu führen und wenigstens einen Temperenzler aus ihm zu machen! Die Temperenzler waren.... Miß Springs Traum. Sie war sehr vertrauensvoll und sehr phantasievoll, und Drollinos Fluchreden sprudelten so rasch und unverständlich zwischen den Zähnen hervor, daß die leichtgläubige Gouvernante, wenn sie dieselben hörte und nicht verstand, gütig dazu lächelte und dachte, wie verschieden doch die italienischen Dialekte von denjenigen ihres Geburtslandes, des grünen Erin, seien.

Allerdings waren Drollinos Flüche von ganz besonderer Art. Er stieß sie halblaut in einem trockenen, beinahe knirschenden Tone heraus, als ob er Porzellanknöpfe kaute. Milla aber verstand sie, und wenn Miß Spring außer Hörweite war, tadelte sie ihn. „Aber Drollino! Das schickt sich nicht!" sagte sie mit pathetischer, vorwurfsvoller Miene.

Und wie Drollino dieses feine Stimmchen wiederholt hatte sagen hören, das Fluchen schicke sich nicht, fing er an, jedesmal roth zu werden, wenn ihm unversehens ein Fluchwort entschlüpfte. Es hatte zwar früher schon nicht an Bemerkungen über seine Reden gefehlt; aber sie waren ihm mit Maulschellen und Ohrfeigen gemacht worden, und er fand Millas Sprache verständlicher.

Sie waren noch ganz Kinder und spielten sehr gerne. Er erwies ihr gewisse Aufmerksamkeiten, deren ihn niemand für fähig gehalten hätte. Er verfertigte ihr eine Schleuder und warf ihr ihre Ungeschicklichkeit und ihre Furcht vor den Pferden vor. Er trug ihr halbtodte Vögelein herbei und Katzen von unglaublicher Magerkeit; einmal brachte er ihr sogar ein Murmelthier, das noch halb im Schlafe lag. Sie hob für ihn oft eine Süßigkeit vom Mittagessen auf. Drollino hinwieder, der stolz war und das Naschwerk nicht umsonst haben wollte, überbrachte ihr prächtige Pfirsiche, die er mit größter Geschicklichkeit und nicht geringer Gefahr aus dem Obstgarten der Villa selbst für sie gestohlen hatte. Das Mädchen, die unbewußte Mitschuldige, aß mit Vergnügen die verbotenen Früchte. Die Scene von Adam und Eva, aber in umgekehrter Ordnung!

Der Fürst hatte die beiden Spielgefährten mehrmals in der Alle gesehen, aber die Sache hatte ihm durchaus nicht mißfallen. Er fand sie vielmehr ganz natürlich. Und es war auch so, alles ganz so, wie zu jener Zeit, da auch er ein Kind gewesen.

Drollino spielte viel und sprach wenig. Aber als er ganz vertraut mit Milla war, konnte er nicht umhin, jeden Augenblick wieder seine große, unbezähmbare Leidenschaft, die Pferde, zu erwähnen. O, wie bedauerte er, daß es nicht mehr war, wie früher, zur Zeit vor seines Vaters Unglück! „O, wenn Du wüßtest, Milla, was das ist!" Und lebhaft erregt, erzählte er von den Freuden des freien Lebens, der Wollust eines zügellosen Rennens auf dem Rücken der wolligen Füllen! O, wenn er eins hätte.... ein Pferd! Aber er hätte es klein haben mögen, kaum geboren, um es selbst zu zähmen, zu erziehen.... Sein! Sein! Sein!.... Die Augen funkelten ihm vor Begeisterung.

Eines Tages kam er wie ein Sturmwind in die Allee gebraust.

„O Milla! Wenn Du wüßtest! Jetzt eben ist es geboren worden!.... Dort im Stalle.... von Rowena!"

„Wer?" fragte das Mädchen unschuldig.

„Ein kleines Mutterfüllen!.... Wenn Du es sähest! Sie sagen, es werde ein wunderschönes Thier werden. Es ist so groß, schau, wie Lupo, der Wachthund! Wenn es mein wäre, o Herrg..."

Drollino hielt inne, Milla machte ein strenges Gesichtchen. Er zuckte die Achseln mit einer verächtlichen Geberde und kehrte im Fluge zum Stall zurück.

Dort blieb er bis spät, so lange er konnte, bis die Stallwache mit einem Fußtritt drohte und ihn fortjagte. Er bat, man möchte ihn die Nacht hier zubringen lassen, auf dem Stroh, neben dem Neugeborenen. Aber umsonst. Nach zehn Uhr durften nur noch die zum Nachtdienst bestimmten Personen im Stalle bleiben.

Der Knabe ging hinaus, auf's Aeußerste erregt, mit dem fieberhaften Wunsch, wieder hineinzugelangen. Er konnte sich nicht von der Umgebung des Stalles trennen, strich beständig um die geschlossene Thüre herum, lief hin und her, in den Gedanken versunken, der ihn gänzlich beherrschte, und erwartete mit Ungeduld den Tagesanbruch, der ihm die Gelegenheit bringen sollte, in das verlorene Paradies zurückzukehren und sich in irgend einen Winkel zu kauern. O, es war ganz gleich wo, wenn es nur nahe bei dem Verschlag war, wo Rowena den müden Blick, der von den ausgestandenen Leiden sprach und durch das neue Mutterglück noch ausdrucksvoller als sonst geworden war, auf das kleine wollige Thierchen heftete, das noch nicht stehen konnte.

So kam die Mitternacht.

Das Wetter war stürmisch; ein röthlicher Mond kämpfte mit einer Schaar bleischwerer Wolken, die ihn verdecken wollten. In weiter Ferne, vom tiefschwarzen Horizonte her, ertönte von Zeit zu Zeit das dumpfe, anhaltende Rollen des Donners, das mit jedem Male lauter und mächtiger wurde. Plötzlich hörte Drollino während einem Windstoß, der wie erstickt über den Boden hinstrich, nicht weit von sich ein gewisses unterdrücktes Pfeifen, das mit dem Winde nichts gemein hatte.

„Was kann das sein?" sagte der Knabe, der Argwohn schöpfte, sich aber nicht fürchtete. Er war bereits im Schatten, aber er blieb nicht nur darin, sondern zog sich noch tiefer in's Dunkel hinter einen großen Hortensienbusch zurück und spähte nun von dort aus, so gut es gehen mochte, in die Tiefe der Allee hinein. Nicht lange, so hörte er von jener Richtung her einen zweiten, aber diesmal kaum wahrnehmbaren Pfiff. Dann sah er unbestimmt einen Trupp von zwei oder drei Personen, welche langsam, mit größter Vorsicht, dem nördlichen Theile der Villa zugingen, wo sich die Vorrathskammern und die Gesindestuben befanden. Drollino erkannte, daß diese schweigende Gesellschaft Diebe waren.

Er gerieth nicht in Schrecken und kam nicht aus der Fassung, sondern empfand eine ungestüme Freude, daß er sie gesehen hatte und ihre Pläne vereiteln konnte. „Ha, ihr Schurken," dachte er, „euch will ich das Handwerk legen."

Er bog um die Ecke der Villa, ging durch den kleinen Graben, glitt wie eine Schlange durch das hohe im Winde wogende Gras und war im Nu beim Bauernhof. Dort weckte er den Verwalter, einen lebhaften Alten, der seinerseits in aller Eile fünf oder sechs der beherztesten Diener weckte und sie bewaffnen ließ. Von Drollino geführt, begab sich die kleine Schaar, um die Diebe zu überraschen, an den von dem Knaben bezeichneten Ort. Als sie dort ankamen, waren die Diebe, welche noch nichts gemerkt hatten, schon daran, das Gitterwerk eines der Fenster im Erdgeschoß zu erbrechen, um so in den Gang zu gelangen, der in das Zimmer führte, wo allabendlich das Silbergeräth verschlossen wurde.

Drollino führte die Dienerschaar in den schützenden Schatten eines nahen Oleandergebüsches; dann drang er allein, huschend wie ein Reptil, in die unmittelbare Nähe der Diebe vor. Jetzt wandte er sich um und winkte den Seinigen, heranzukommen. Aber in diesem Augenblick wollte es der Zufall, daß der Mond sich unerwartet von den Wolken freimachte und einen lebhaften Lichtstreif auf die stumme, geheimnißvolle Scene warf, so daß Drollinos Zigeunergesicht und die winkend erhobene Hand den Dieben zu Gesichte kamen.

Diese ließen augenblicklich von dem Gitter ab und ergriffen eiligst die Flucht. Jetzt hörte man durch die Stille der Nacht scharf kreischend und schnell wie eine losgebrannte Rakete Drollinos Sitmme das Alarmgeschrei erheben: „Diebe! Diebe!" Und mit diesem Rufe hatte er sich auf den Bösewicht gestürzt, der ihm zunächst war, und sich ihm an den Arm gehängt und ließ sich nun von demselben auf seiner schleunigen Flucht in der ganzen natürlichen Schwere mitschleppen. Der Wachthund bellte wie wüthend, die Bauern rannten fort zur Verfolgung, es hatte sich ein unglaublicher Tumult erhoben.

Plötzlich blitzte es auf, man hörte einen Flintenschuß, auf welchen ein durchdringender Schrei folgte. Man war den Flüchtlingen hart auf den Fersen, aber doch gelang es zweien derselben, zu entkommen. Der Dritte, an welchem Drollino gehangen war und welcher einen Pistolenschuß auf ihn abgefeuert hatte, um ihn los zu werden, wurde gefangen. Der Knabe aber lag bewußtlos am Boden.

Er war indessen nicht todt und auch nicht lebensgefährlich verwundet. Die Kugel war in eine Wade gedrungen und hatte die Knochen nicht verletzt; sie wurde in der Nacht noch herausgezogen. Drollino blieb der unbestrittene Held des Abenteuers.

Der Fürst suchte ihn im Stübchen der Pförtnerwohnung auf; er trat an das Bett, ließ ein sonores „Bravo" hören und steckte die Hand unter das Leintuch, um den Puls zu fühlen. Es war natürlich ein wenig Fieber vorhanden, aber keine Gefahr.

Der Held war ziemlich schwach, aber stolz und erfreut, daß er so viele Ehre und sogar einen Besuch des Fürsten verdient hatte. Dem Vater, der ihn später fragte, ob er in dem schrecklichen Augenblick keine Furcht gehabt hätte, antwortete er gewissenhaft: „Nein! Das heißt," verbesserte er einen Augenblick nachher, „ich habe zweierlei befürchtet: sie möchten die Ställe anzünden und möchten die Signorina Milla wecken."

Er blieb drei Wochen lang im Bette. Der Fürst hatte es nicht bei dem Lobe bewenden lassen, das er ihm in jener denkwürdigen Nacht gespendet hatte. Er ließ sich jeden Tag nach seinem Befinden erkundigen und befahl, daß er während der ganzen Krankheit auf Kosten des fürstlichen Hauses gespeist würde. An einem schönen Morgen, als er wußte, daß Drollino völlig genesen war, ließ er ihn rufen.

Drollino kam sogleich in Begleitung seines Vaters. Er war noch ziemlich schwach; der Blutverlust und die drei Wochen, welche er im Bett hatte zubringen müssen, hatten ihm scharf zugesetzt; er war sehr mager und blaß bis in die Lippen. Sein Herz klopfte fast hörbar und die Beine zitterten ihm ein wenig, als er die lange Flucht der Säle im Erdgeschoß durchschritt. Der Fürst erwartete sie im chinesischen Saale; bei ihm war Milla, weißgekleidet wie immer; sie sperrte die schönen, großen blauen Augen weit auf, um den Helden jener geheimnißvollen Nacht besser zu betrachten.

(Fortsetzung folgt.)

— „Kann Ihr Papagei schon sprechen?" — „Nein, bis jetzt kann er erst fluchen."

— Sie: „Da, steck' das Bouquet in's Knopfloch. Es könnte sein, daß ich, um dem albernen Gerede von Zerwürfniß zwischen uns die Spitze abzubrechen, Dich heute Abend auf der Veranda des Hotels küssen muß und dann riech' ich den Tabak weniger."

— Ein Alter vom Lande: „Wo bist Du eigentlich gestanden, wie Du Deinen großen Brückensprung gemacht hast?" — Brodie: „Ich hing an den Händen von der Mitte der Brücke herunter und ließ dann los." — Alter: „Was? Das kann ja jeder Esel! Ich habe immer gedacht, Du wärest unten gestanden und über die Brücke weggesprungen."

— Buchhalter zu einem Comptoiristen: „Sie gehen ja heute ziemlich früh weg." — Comptoirist: „Ja, meine Frau will mich kurz vor 4 Uhr an der Ecke mit der Carriage erwarten." — Buchhalter: „Mit der Carriage? Habe nicht gewußt, daß Sie Pferde und Carriage halten. Sie geben's ja nobel!" — Comptoirist: „O, ich meine mit der Baby-Carriage."

Schnapsende Madagassen.

Berauschende Getränke spielen bei den Eingeborenen von Madagaskar eine große Rolle und ihre Vorliebe für einen starken Trunk würde die dunkelhäutigen Biedermänner zu unverbesserlichen Trinkern machen, wenn nicht ihr Destillationsverfahren überaus langsam wäre. Die Madagassen trinken mit Ausnahme von Wasser Alles, was sie bekommen können, am liebsten jedoch ihren einheimischen Schnaps, den sie aus dem unverfälschten Saft des Zuckerrohrs durch Gährung und Destillation herstellen. Das Verfahren ist originell. Der Saft wird dadurch gewonnen, daß das Zuckerrohr heftig auf ein scharfkantiges Stück Holz, unter welchem sich eine Art Trog befindet, geschlagen wird. Wenn das Zuckerrohr in kleine Stückchen gebrochen ist, bleibt die Brühe in der Sonne stehen, bis Gährung eintritt. Dann beginnt der eigentliche Destillationsproceß. 80 Krüge, von denen ein jeder vier Gallonen des gegohrenen Saftes enthält, werden so dicht an einander gestellt, als ihre weit ausgebauchten Seiten gestatten; dann wird der obere Raum zwischen den Krügen mit Erde aufgefüllt, während der Raum unter den Ausbuchungen frei bleibt. Aus den Krügen führt eine Leitung von hohlem Bambusrohr nach einem ausgehöhlten Klotz, in dessen Innerm sich ebenfalls Röhren von Bambus befinden und welcher der eigentliche Destillirapparat ist. Nachdem alle Vorbereitungen mit der größten Sorgfalt gemacht sind, wird in einem Loch ein mächtiges Feuer angezündet und die Flammen durch die leeren Räume zwischen den Krügen geleitet, während über das Bambusrohr im Innern des hohlen Klotzes Wasser fließt. Die Brühe in den Krügen kocht schnell und die sich entwickelnden Dämpfe nehmen ihren Weg durch die Bambusleitung nach dem ausgehöhlten Klotz. Durch das Wasser condensirt, werden die Dämpfe zur berauschenden Flüssigkeit und letztere wird in einem Gefäß sorgsam aufgefangen. Sobald dieselbe sich genügend abgekühlt hat, ist der Schnaps fertig. Derselbe ist absolut rein, allein stark und gilt für sehr gesund. Die Missionäre haben noch keinen Versuch gemacht, dieser primitiven Schnapsfabrikation Einhalt zu thun, wohl wissend, daß die Eingeborenen dann vom Schnaps zum importirten „Rum" übergehen würden, der von europäischen Händlern verkauft wird und mit solchem nur den Namen gemeinsam hat; in Wirklichkeit ist das Zeug ein schändliches Gift, welches den Geist wie den Körper ruinirt. Außer ihrem Schaps fabriciren die Eingeborenen ein Getränk, das sie Wein nennen und das wie rothe Tinte aussieht. Dasselbe wird aus Beeren, von der Größe eines Paradiesapfels, welche sie Affenbeeren nennen, hergestellt. Zu einer Gallone von diesem Beerensaft, der einen scharfen Geschmack hat, werden vier Gallonen eingeweichter Tabakblätter genommen und eine aromatische Wurzel, welche den Geruch wie den Geschmack der letzteren vollständig entfernt, gethan. Diese Mischung wird ungegohren in Flaschen versiegelt und gibt nach Verlauf von mehreren Monaten einen wohlschmeckenden Trank. Die Eingeborenen trinken mit großem Behagen vier bis fünf Gläser davon, während diese Quantität beim Europäer heftiges Erbrechen verursacht. Wasser trinken die Madagassen nie, denn dasselbe wimmelt von verschiedensten Lebewesen; wird dasselbe abgekocht, so zeigen sich in demselben sonderbare Fäden, die wie Seetang aussehen; der Geschmack ist abscheulich. Aus diesem Grunde trinken sie weder Thee noch Kaffe, trotzdem sie letzteren in bedeutenden Quantitäten für den Export anbauen. Sonderbarer Weise dient ihnen auch nicht die Milch als Getränk, diese verwenden sie vielmehr ausschließlich zum Aufziehen der Kälber.

— Aufmunterung. Bettler (zu einem Herrn, der ihm einen Pfennig giebt): „Sie, schenken S' m'r doch a' biss'l mehr! I' bin noch 'n Anfänger und verlier' sonst allen Muth!"

— Der bewohnte Mond. — Eine Dame fragt einen Astronomen, ob der Mond bewohnt sei. — „Gnädige Frau," erwiderte der Gelehrte, „von einem Monde weiß ich mit Bestimmtheit, daß er stets einen Mann und eine Frau beherbergt." — „Welcher Mond ist das?" — „Der Honigmond," sagte der Astronom.

— Ein Kind der neuen Zeit. Lehrer: „Woher kam es wohl, daß seine große Entdeckung dann erst gewürdigt wurde, als Columbus schon lange todt war?" — Schüler (aus dem neunzehnten Jahrhundert): „Weil er nicht genug annoncirt hatte."

— Voreilig. „Herr Doktor," spricht ein Bote den Arzt Dr. M. an, „Sie möchten doch schnell einmal nach X. kommen. Dort hat man Einen zu zeitig abgeschnitten."

— Abgeführt. Dame: Sie sind verheirathet, Herr Pinsel? — Maler: Nein, die Kunst ist mein Weib! Dame: So! Da würde ich an Ihrer Stelle auf Scheidung klagen, denn die hat Sie ja längst verlassen.

— Naiv. Baron (zu einem nicht mehr ganz jugendlichen Diener, den er auf einer groben Fahrlässigkeit betroffen hat): „Ich glaube, Johann, Du wirst alt!" — Johann: „Glaub's selbst, Herr Baron, — mein Vater selig wurd' auch so an die achtzig!"

— Der Modellsteher. Maler: „Also, Sie wollen Modell stehen? Ja aber zu meinem Bilde passen Sie nicht so recht (ihn scharf fixirend) — Hm —" — Modell (entrüstet): „Nee, wissen Sie, so lange gratis ankieken laß ich mir nich."